

Mission – warum?

Antwortversuche für Gespräche mit Jugendlichen in Schulen und Gruppen

Karl Oerder SDB, Bonn

1. Mission als „Politik des Vaterunsers“

1.1 Problemstellung

Eines der Reizworte unserer Zeit, auch im christlichen Raum, ist das Wort „Mission“. Mission, warum? So fragen Schüler ihre Lehrer und verunsicherte Gläubige ihre Kapläne und Pfarrer. Hier soll versucht werden, aus der Praxis und für die Praxis einige Antworten zu finden auf eine Frage, die immer ein heißes Eisen war.

Das heißeste Eisen ist heute sicher die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Mission und Politik in einer Welt, die von Unruhen und Kriegswirren hin- und hergerissen ist.

Kirchliches Engagement bringt heute von selbst Auseinandersetzungen im politischen Raum mit sich, wie sie z. B. in Mittelamerika, in Brasilien oder auf den Philippinen in vollem Gange sind. Dabei kann dann der eigentliche Sinn der Mission leicht in den Hintergrund geraten.

Insgesamt wird der Religionslehrer und Katechet sich schwer tun, über dieses Thema zu sprechen, weil das Wort „Mission“ gar zu sehr belastet ist mit einer geschichtlichen Hypothek und dem Gewicht einer schleichenden Säkularisierung in unserer Zeit.

1.2 Eine praktische Orientierung vorweg

Eine hilfreiche und praktische Orientierung kann in dieser Frage der von Kirche und Gesellschaft anerkannte Pädagoge Don Bosco bieten.

Dieser Turiner Jugendseelsorger, der sich zu seiner Zeit (1815–1888) mit Jugendlichen am Rande der Gesellschaft beschäftigte, war zwar selbst nie in Missionsgebieten tätig, verspürte aber zeitlebens den Drang, Missionar zu werden. Seine missionarische Auffassung orientierte sich zwar zunächst an der damaligen Theologie, die stärker als heute die Bekehrung und persönliche Seelenrettung betonte, aber er nahm ebenfalls Einfluß auf das öffentliche Geschehen seiner Zeit, wenn auch von einer anderen Sicht her.

Don Boscos missionarische und die damit verbundene politische Einstellung umschrieb er nämlich gerne mit dem Wort von der „Politik des Vaterunsers“.

Er verband damit die Vorstellung, sich möglichst nicht in parteipolitische Auseinandersetzungen einzumischen, aber offen zu sein für alle, die das Gute wirken. Diese „Politik des Vaterunsers“ setzt das Vertrauen voraus, daß es überall Menschen guten Willens gibt, weshalb die spätere Ordensregel auch von der Kirche als der „Gemeinschaft von Gutgesinnten“ spricht.¹

2. Mission, weil neue Solidarität notwendig ist

2.1 Die horizontale und vertikale Solidarität

Die erste Antwort auf die Frage: „Warum Mission?“ könnte lauten: Weil wir heute eine neue Solidarität brauchen, die weltweit und umfassend ist. Spätestens seit der französischen Revolution fehlt es ja nicht an intensiven Versuchen, mehr Brüderlichkeit, d. h. mehr Solidarität unter den Menschen zu wecken. Selbst der Kommunismus vertritt dieses Anliegen. Doch die Realität ist eine andere. Ein Blick in den Ostblock beweist allzu deutlich, wo der Versuch endet, mit reiner „Mitmenschlichkeit“ die Welt umgestalten zu wollen. Diese Art der Solidarität erstreckt sich nur auf der „Horizontalen“. Es müßte jedoch – entsprechend der Kreuzessymbolik – der vertikale „Balken“ hinzukommen. Die Menschen müssen mehr denn je erkennen, daß sie eben nicht nur Brüder, sondern auch Kinder eines himmlischen Vaters sind. Dieser ist aber kein höheres Wesen weit weg von den Menschen, sondern Vater unseres Herrn Jesus Christus. Er ist „Abba-Vater“, wie Jesus ihn nennt.²

Jesus hat allerdings mit dieser Solidarität, welche die Menschen nicht nur untereinander, sondern auch mit dem nahen Vatergott verbindet, viele seiner Zeitgenossen schockiert, weil dieser nahe Vatergott eine umfassende Brüderlichkeit zu allen Menschen fordert, vor allem zum Nächsten.

Die Pharisäer übten schließlich auch „Solidarität“ untereinander. Sie verkörperten im gewissen Sinne einen Bruderstaat. Aber die „arme Witwe“ blieb trotzdem unbeachtet, und der Pharisäer dankte Gott dafür, nicht so zu sein wie die anderen (vgl. Mk 12,42, Lk 18,11).

Clanhafte Verbrüderung ist etwas anderes als Solidarität. Kein Wunder, daß die Botschaft Jesu, wonach alle Menschen Kinder des himmlischen Vaters sind und woraus die eigentliche Verpflichtung der Freundes- und Feindesliebe erwächst, als störend empfunden wurde und wird.

2.2 Beispiel der polnischen Solidarität

Wenn nicht alles täuscht, wächst gegenwärtig eine neue Solidarität, angestoßen durch die augenblickliche politische Lage in Polen. Das Besondere an ihr

1 Regeln und Satzungen der Gesellschaft des hl. Franz von Sales, 1972 Nr. 44

2 Vgl. Mk 14,36

ist die Einbeziehung des Glaubensüberzeugung in die Auseinandersetzungen. Wenn auf der Leninwerft in Danzig die Messe gefeiert wird während des Streiks, ist das letztlich der Versuch einer Richtigstellung, nämlich der richtigen Brüderlichkeit, die verbunden mit Glauben an Christus, ausnahmslos allen Menschen Liebe entgegenbringt. So stellt Jozef Tischner in einer Predigt für die Solidarność fest: „Solidarität, die vom Buchstaben und vom Geist des Evangeliums kommt, braucht keinen Feind oder Gegner, um stark werden und sich entwickeln zu können. Sie wendet sich an alle und nicht gegen jemanden.“ „Diese neue Solidarität ist vor allem ein ethisches Ereignis“ . . . „Die Sache betrifft die Würde des Menschen. Und die Würde des Menschen stützt sich auf sein Gewissen. Die tiefste Solidarität ist die Solidarität der Gewissen.“³

Was könnte Mission heute anderes heißen, als diese Gedanken aufzugreifen und unter allen Völkern und Religionen am Aufbau einer neuen, von Christus begründeten Solidarität mitzuwirken, die jene verbindet, die nach der Einsicht ihres Gewissens leben.

3. Mission, weil Atheismus wächst

Dieser Solidarität steht ein um sich greifender, pragmatischer Atheismus im Wege. Er breitet sich wahrscheinlich auch bald stärker in der Dritten Welt aus, analog zu europäischen Verhältnissen. Die technischen Errungenschaften machen vor keiner Landesgrenze halt und bewirken jene säkularisierte Gottesferne, die den Glauben an den lebendigen Gott nicht mehr kennen will. Nach einer Umfrage soll es in Europa schon 16% erklärter Atheisten geben, in Skandinavien allein 25%. In Japan glaubt fast ein Drittel nicht mehr an die Existenz Gottes.⁴

Man wird sich fragen müssen, wie lange die Jugend der sich entwickelnden Dritten Welt ihren von den Vätern überkommenen Gottesglauben noch tradieren und ob er dann noch so viel Kraft in sich birgt, eine auf Gott bezogene Solidarität herbeizuführen, ohne die es keine Zukunft und Hoffnung mehr gibt.

Es ist zu befürchten, daß, wenn die alten Gottesvorstellungen bei den jungen Völkern nicht mehr standhalten, an deren Stelle nicht „automatisch“ der Glaube an einen „persönlichen“ Gott tritt, eher wird ein pragmatischer Atheismus die Folge sein.

Andererseits wächst heute das Bewußtsein, daß technische Errungenschaften als solche und losgelöst von ihren innersten Zusammenhängen den Menschen entpersönlichen. Deshalb dürfte die Botschaft Jesu vom persönlich nahen

3 Jozef Tischner, Ethik der Solidarität, Graz Wien Köln 1982, S. 11ff.

4 Karl Forster (Hrsg.) Religiös ohne Kirche? Mainz 1977

Gott auch eine große Chance haben, den Menschen in den Entwicklungsländern vor der Vermassung zu bewahren.

Gerade in den Entwicklungsländern mit ihren Bevölkerungsmassen ist christlich-persönliche Solidarität eine Frage auf Leben und Tod. Auch die politische Dimension der Missionsarbeit kann und darf deshalb nichts anderes meinen als Gott und den Menschen umfassende Gemeinschaft (die Don Bosco zu seiner Zeit mit der „Politik des Vaterunsers“ umschrieb).

4. Aber bei aller Solidarität: Gott ist anders!

Der biblische Schöpfungsglaube hat mit der „numinosen Weltauffassung“⁵ gebrochen, indem er Gott als den Schöpfer und die Welt als Schöpfung klar und eindeutig unterscheidet, was andere Religionen nicht so deutlich ausdrücken. Es ist auch heute eine Verkündigung notwendig, daß Gott nicht ein Stück Welt oder ein Stück Natur ist, aber auch nicht in unerreichbaren Fernen lebt. Gott ist ein lebendiges Gut, ein persönliches Gegenüber, das Liebe fordert zu allen Menschen, egal welcher Kaste oder welchem Clan sie angehören. Er ist der Gott der Tischgemeinschaft und der Fußwaschung, der Feindesliebe und der Freundesliebe. Er ist aber auch der ganz Andere, der unvergleichbar einmalige, dreieinige Gott.

Viele der jungen Völker ahnen zwar, daß es so ist, aber sie wissen zu wenig davon, als daß ihre Welt davon geprägt würde. Sie können es auch nicht wissen, wenn es ihnen nicht gesagt wird, denn der Vater unseres Herrn Jesus Christus läßt sich nicht aus Natur und Umwelt erforschen. Er ist nicht Produkt menschlichen Denkens. Wir Menschen sind immer darauf angewiesen, daß er uns geoffenbart wird, was durch Jesus Christus geschehen ist.

Mission kann also nur heißen, allen, die Verantwortung tragen, also auch den Politikern, ins Gewissen zu reden, daß es keine lebendige Solidarität geben kann ohne Annahme des von Jesus Christus geoffenbarten Gottes.

5. Weltachtung – Weltverachtung

Das Beleuchten des Problems der Weltverantwortung führt uns zu einer weiteren Antwort auf die Frage: „Mission warum?“. Es scheint nämlich, daß sich heute eine neue Art von Weltverachtung ausbreitet, da der Mensch die „Geister“ des Fortschrittes, der technisierten Umwelt, der pharmazeutischen, tiefenpsychologischen und soziologischen Errungenschaften nicht mehr los wird. Die Welt wird vielfach nicht mehr als geordnet und harmonisch erfahren, sondern als unheimliche, bedrohliche Größe. In der Antike

5 Walter Kasper, Der Gott Jesu Christi, Mainz 1982, S. 30

fürhte die Erfahrung dieser Bedrohung zum Versuch, aus dem „Gefängnis Welt“ zu entfliehen, das rein Materielle preiszugeben, um das wahre Göttliche zu retten. Heute haben wir dagegen die Phänomene der Jugendreligionen und der Ausbreitung mancher Sekten mit zum Teil obskuren Vorstellungen in fast allen Erdteilen.

Walter Kasper schreibt zu diesem Problemkreis: „Die moderne Wissenschaft und Technik und die von ihnen erst ermöglichte Industriegesellschaft haben das metaphysische Ordnungsdenken ausgehöhlt. Sie war der gigantische Versuch des Menschen, die Welt und die materiellen, physischen, biologischen, soziologischen und ökonomischen Abhängigkeiten zu durchschauen und zu beherrschen. Am Ende dieser Entwicklung steht der Mensch da wie der Zauberberlehring, der die Geister nicht mehr los wird, die er rief. Die von ihm selbst entworfene und konstruierte Welt ist zu einem kaum mehr durchschaubaren System mit unabweisbaren Systemzwängen geworden, zu einem Schicksal zweiter Ordnung.“⁶

Die Fortschrittsgläubigkeit kann heute leicht in eine zynische Weltverachtung umschlagen. Ansätze dafür sind vorhanden. Da gibt es z. B. jene „Weltverächter“, die heute meinen, es sei nicht so schlimm, Raubbau mit den Kräften der Erde zu treiben. Es gibt auch noch jenes andere Phänomen: den Angstdruck vor einer übermächtigen Bedrohung, etwa durch Waffensysteme, denen kein Mensch mehr gewachsen ist, oder eine nicht mehr rückgängig zu machende Umwelterstörung. Die allzu schnelle Bereitschaft, sich hier in das vermeintlich Unvermeidbare zu schicken und sich zu ergeben, könnte auch eine Form von „Weltverachtung“ sein.

Weltmission müßte dafür eintreten, daß sich keine versteckte Weltverachtung breitmacht – wie immer sie auch geartet sein mag –, die uns daran hindert, unsere Werte zu würdigen und zu bewahren. Die Partnerschaft in der Schöpfung zwischen Gott und Mensch zu verkünden, ist die Aufgabe der Mission, damit daraus eine neue Solidarität erwächst.

6. Verkündigung wider die Angst

Ein bedeutender Störfaktor für das menschliche Zusammenleben ist die Angst. Angst ist aber ein Phänomen unserer Zeit. Vielfach stehen Angehörige anderer Religionen stärker in ihrem Bann, als man es annimmt. Sie haben Angst vor den Toten, den Geistern, dem Übernatürlichen. Sie suchen möglichst Sicherungen, um dieser Angst Herr zu werden.

Friedrich Nietzsche, jener wohl umstrittenste Philosoph der Neuzeit, hat besonders das angstvoll absolutistische Gottesbild ad absurdum geführt. Mit seiner Idee vom Herrenmenschen steigert er den Absolutismus bis in die letz-

⁶ ebd., S. 175

ten Konsequenzen. Es war für ihn nämlich unfaßbar, daß Gott leiden sollte, daß Gott dienen dürfe, daß Gott Knecht sein dürfe.

Interessant ist in diesem Zusammenhang aber, daß die Idee Friedrich Nietzsches eine Renaissance erlebt, wie L. M. Bachmann in seinem Artikel „Nietzsches Fluch auf das Christentum“ schreibt. Was mag dahinter stecken? Vielleicht doch eine gehörige Portion Mißtrauen der Jugend gegenüber einem angsterzeugenden Herrschaftsanspruch im Namen Gottes? Wächst gar das Erstaunen über die unfaßbare Tatsache, daß Gott Knecht wurde, also über die „Torheit des Kreuzes“? Gerade diese Torheit ist aber der einzige Garant einer weltumfassenden Solidarität, denn was dieser Welt wirklich fehlt und was ihr eigentliches Heil ausmacht, ist der angstfreie Dienst der Menschen am Menschen.

Die „Torheit“, das „Paradoxon“ des niedrigen, leidenden, hinfälligen, sterbenden Gottes am Kreuz, der mit den Menschen leidet, verkörpert alles andere als billiges Mitleid aus Angst. Mission muß deshalb heute die „Torheit des Kreuzes“ verkünden und im Sinne der Bergpredigt mithelfen, daß die Fernsten zu Nächsten werden. In diesem Sinne wird sie, ohne Angst zu machen, auch ein politisches Ereignis, das aber über sich hinausweist und den Blick weitet für die himmlische Tischgemeinschaft, zu der Gott alle Menschen nach ihrem Tode führen will.

7. Mission als Fußwaschung und Tischgemeinschaft?

Mission führt auch zur Solidarität mit anderen Religionen. Man kann den Wandel des II. Vaticanums gar nicht hoch genug einschätzen, wo andere Religionen als „Vorbereitung auf das Evangelium“ bezeichnet werden.⁷ Papst Paul VI. sagt dazu: „Die Kirche respektiert und schätzt die nicht-christlichen Religionen . . . In ihnen wird die Gottsuche von Millionen deutlich, ein unvollkommenes Suchen, aber oft gelebt mit großer Aufrichtigkeit und Lauterkeit des Herzens . . . In ihm finden sich unzählige ‚Samenkörner des Wortes Gottes‘.“⁸

Der vergleichende Religionsunterricht an den Schulen, in dem auch Inhalte anderer Religionen dargestellt werden, kann eine große Chance bedeuten. Es ist gut, wenn Schüler lernen, was ihre mohammedanischen Klassenkameraden glauben, oder wenn sie erfahren, warum junge Buddhisten sich zeitweise in ein Kloster zurückziehen. Es wäre aber fatal, bei diesen Vergleichen stehenzubleiben. Damit wäre noch keine Solidarität erreicht. Denn die unterschiedlichen Merkmale des Christentums sind unerläßliche Bausteine für

⁷ Vgl. II. Vat. Ökum. Konzil, Dogmat. Konstit. über die Kirche „Lumen gentium“, Nr. 16: AAS 57, 1965, S. 20

⁸ Papst Paul VI., „Apostolisches Schreiben über die Evangelisierung der Welt von heute“, OK 17. Jg. 1976, 273

das menschliche Miteinander. Der indische Jesuit Francis D'Sa, Philosoph und Theologe in Poona, sagte auf dem missionarischen Pfingstkongreß 1981 in Mainz: „Heute kann kein Christ ein guter Christ sein, wenn er nur beim Christsein stehenbleibt; und ein Hindu kann heute kein guter Hindu sein, wenn er beim Hindusein stehenbleibt. Noch dazu: Das Christsein ist heute notwendig für das Hindusein und umgekehrt. Das Christsein entfaltet sich anders, wenn es dem Hindusein begegnet und das Hindusein entfaltet sich anders, wenn es dem Christsein begegnet. Der Hindu braucht die Fußwaschung und die Tischgemeinschaft, damit er den Kastenlosen die Füße waschen kann. Und der Christ braucht die Selbstlosigkeit und die Gemeinschaft mit allen Wesen, damit seine wissenschaftliche und industrielle Forschung nicht aus Gewinnsucht, sondern zum Wohl aller Wesen getrieben werden kann.“⁹

Das letzte Abendmahl mit Fußwaschung und Tischgemeinschaft ist also mehr als ein Symbol. Es ist eine Wirklichkeit, die bezeugt, daß Gott selbst den Anfang gemacht hat mit der „Entwicklungshilfe“ am Menschen.

Man wird allerdings fragen, ob die Christen diesem Vorbild wirklich gefolgt sind. Beim Antwortversuch müßte man auch hinweisen auf die unendlichen Opfer, die Tausende und Abertausende von Christen zum Wohle der Menschen in der Ersten, Zweiten und Dritten Welt gebracht haben, auf die gewaltige Welle der Solidarität, die von Jesus ausgehend auch heute noch nicht abgeebbt ist.

8. Mission ist Friedensdienst

Walbert Bühlmann verweist darauf, daß Mission Friedensdienst ist. Er plädiert für den Aufbau einer Weltgemeinschaft des Friedens. Er geht davon aus, daß „Gott tatsächlich alle seine Völker liebt und wir Christen nicht ein Monopol-Fall, sondern ein Modell-Fall für Gottes Liebe zu allen Völkern darstellen.“¹⁰

Missions-Friedensdienst heißt darum soviel wie Sich-nicht-Abfinden mit dem Elend nichtchristlicher Völker. Das Elend ist des Menschen unwürdig und mit allen Mitteln auszumerzen. Friedensdienst will auch heißen, daß Christen nicht warten, bis die Regierungen etwas für sie tun, sondern, daß die Ärmel aufgekrempt werden in dem Bewußtsein, daß Gott die Menschen aus Unwissenheit und Armut befreien will, um sie in ein besseres Leben, ein gelobtes Land zu führen.

9 Vgl. Peter Amendt OFM, „Dem Evangelium heute begegnen“, Missionszentrale der Franziskaner (Hrsg.), Bonn 1981, S. 7

10 Walbert Bühlmann, „Mission als Friedensdienst“, OK 23. Jg. 1982, 395

9. Mission gründet auf Jenseitserwartung

Die letzte und wichtigste Antwort auf die Frage: „Warum heute Mission?“ steht allerdings noch aus.

Wir müssen deshalb missionieren, weil Christus es so wollte, weil wir unter seinem Auftrag stehen: „Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern. Tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Mt 28,19).

Dieser Auftrag muß zusammenhängen mit der Frage nach dem ewigen Glück oder Unglück der Menschen. Der Auftrag Jesu kann ja nicht Willkür sein, dem blinder Gehorsam gezollt werden muß, vielmehr hat er sein Fundament im folgenden Sachverhalt: Wenn die Botschaft Jesu nicht verkündet wird, geht den Menschen das Heil ab.

Dieses kann durch keine Politik kompensiert werden. Der Glaube an das ewige Leben birgt Heil in sich. Dieser Zusammenhang wurde zwar in den Antwortversuchen nicht sonderlich hervorgehoben, weil der Wert der Mission für die diesseitige Welt unterstrichen werden sollte, aber ohne diese Glaubensüberzeugung vom ewigen Heil oder Unheil stimmte keine der Antworten.

Denn der Glaube an die Auferstehung Christi und an die alle Gruppen und Völker übergreifende Berufung zur ewigen Tischgemeinschaft mit ihm und untereinander bildet erst den notwendigen Hintergrund für das Entstehen einer tragfähigen, diesseitigen Solidarität unter den Menschen.

Der Religionslehrer, Pfarrer oder Katechet wird somit auch auf die Frage Mission – warum? nur aus seinem Glauben an die Auferstehung heraus eine befriedigende Antwort geben können.